Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 5

Artikel: Ein Weltuntergang
Autor: Glauser, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066074

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

EIN WELTUNTERGANG

Novelle von Friedrich Glauser

Illustration von Gregor Rabinovitch

1.

Aus dem vertraulichen Bericht des Gerichtsschreibers Paul Montandon an Dr. Hans Fehlbaum, Vorsitzenden der Beamtenkammer des Obergerichtes. (15. Sept. 1931.)

... und wollen Sie mir deshalb gestatten, auf diese Angelegenheit kurz einzugehen, da die Erledigung dieses Falles in engem Zusammenhange mit der Beschwerde steht, die Herr Staatsanwalt Schönthal gegen meinen Vorgesetzten einzureichen sich verpflichtet gefühlt hat.

Brand wurde am Morgen des 4. August von Landjäger Kohli aufgegriffen und ins hiesige Bezirksgefängnis eingeliefert, unter der Anklage, sich eines Einbruches im Hause des Landwirtes Gäumann schuldig gemacht zu haben. Bei dem am nächsten Tage durch meinen Vorgesetzten, Untersuchungsrichter Max Jutzeler, durchgeführten Verhör gab der Angeklagte den Einbruch zu, betonte aber, er habe nur aus Not gehandelt und nur eine Wurst und einen halben Laib Brot entwendet. Die Tat sei in der Nacht vom 1. auf 2. August geschehen. Bei dem Verhör benahm sich Brand durchaus anständig, die Tat erzählte er mit einem sonderbar trockenen Humor, so, als handle es sich um den lustigen Streich eines Schuljungen. Nachher vergoss Brand einige Tränen, und über deren Ursache befragt begann er mit der Erzählung seines Lebenslaufes. Da der Herr Unter-

suchungsrichter und ich nachträglich beschlossen haben, das Protokoll dieser Aussage den der Staatsanwaltschaft überwiesenen Akten nicht beizufügen, bitte ich Sie, sehr geehrter Herr Doktor, auch meinen Bericht vertraulich behandeln zu wollen. Die Fakten sind ja durch das spätere Verhalten des Brand zur Kenntnis der Behörde gekommen. Der Angeklagte erzählte, er sei aus dem Armenhause Breitiwyl zusammen mit einer Insassin, Pulfer Margareth, die ebenfalls dortselbst versorgt worden war, entwichen, habe sich zwei Monate lang im Jura herumgetrieben und sich vermittelst Herstellung von Körben, die er nachher verkaufte, mühsam durchgeschlagen. Am 15.V.1931 wurde seine Begleiterin von der Stadtpolizei Biel aufgegriffen und durch Regierungsratsbeschluss vom 16. VII.1931 nach dem Gesetz vom 11. Mai 1884, Art. 4, Abs. 2, auf ein Jahr in die kantonale Arbeitsanstalt Hindelbank versorgt. Der Angeklagte trieb sich nun ziellos herum, er gibt zu, sich in einigen Bauernhöfen eingeschlichen zu haben, um zu Nahrungsmitteln zu gelangen, und ist schliesslich von Landjäger Kohli in einem Heuschober, wo er genächtigt hatte, aufgegriffen worden. Brand erzählt des weitern, er sei seit seinem siebzehnten Jahre fast dauernd interniert gewesen, zuerst in der Erziehungsanstalt Trachselwald, hernach in Witzwil, von wo er entwichen sei, dann in Thorberg. Da Zweifel an seiner Zurechnungsfähigkeit aufgetaucht seien, wurde von der Irrenanstalt Waldau ein Gutachten einverlangt, das zu dem Schluss kam, es handle sich bei Brand um eine ausgesprochene Geisteskrankheit. Auf dieses Gutachten hin wurde Brand in der Heilanstalt dauernd interniert, entwich jedoch aus derselben, wurde aufgegriffen, nachdem er sich diverse Einbruchsdiebstähle zuschulden hatte kommen lassen. Als gemeingefährlich wurde er nach Thorberg zurücktransportiert, wo er auf die vorläufige Dauer von fünf Jahren versorgt wurde. Er benutzte diese Zeit, um sich mit Hilfe einer Korrespondenzschule in Radiotechnik auszubilden, bestand die Schlussprüfung mit Note eins (das diesbezügliche Dokument wies Brand Herrn Jutzeler auf Verlangen vor). Der Direktor der Strafanstalt setzte sich für seinen Zögling ein, befürwortete dessen Entlassung und vorläufige Unterbringung in der Armenanstalt Breitiwyl, bis die Fürsorgestelle für entlassene Sträflinge dem Brand einen seinen Fähigkeiten adäquaten Platz gefunden haben würde. Jedoch entwich Brand schon nach vierzehn Tagen in Begleitung der vorerwähnten Pulfer, die übrigens die Anstifterin des Fluchtplans gewesen zu sein scheint. Die Person lahmt übrigens, und es scheint bei Brand Mitleid die auslösende Ursache gewesen zu sein. Eine nähere Begründung des Hasses gegen die Armenanstalt, der in seinen Reden deutlich zutage trat, lehnte er trotz Zuspruches ab.

Bevor ich, sehr geehrter Herr Doktor, auf die Erledigung des Falles Brand durch Untersuchungsrichter Jutzeler näher eintrete, möchte ich meine Stellung zu meinem Vorgesetzten kurz beleuchten. Dr. Max Jutzeler ist in unserer Stadt nicht sehr beliebt. Zwar hat ihm die humane Art seiner Untersuchungsführung die Sympathie der mit ihm in Berührung kommenden Angeklagten eingetragen. Als er vor zwei Jahren auf diesen Posten gewählt wurde, hatte er etliche Schwierigkeiten zu überwinden, deren grösste wahrscheinlich die Tatsache war, dass seine Frau Ausländerin ist. Wie mir Dr. Jutzeler später in vertraulichen Gesprächen mitteilte, hat er zwei Jahre zu Studienzwecken in Dänemark verbracht und dort auch geheiratet. Frau Lilly Jutzeler-Jürgensen spricht gut deutsch, hat jedoch Mühe, sich des einheimischen Dialektes zu bedienen. Uebrigens lebt sie sehr zurückgezogen. Die Ehe ist bis anhin kinderlos geblieben. Die Zurückhaltung, die das Ehepaar den Einwohnern der Stadt entgegenbrachte, wurde ihm als Hochmut ausgedeutet. Ich bin stolz darauf, dass mich mein Vorgesetzter von Anbeginn an als gleichberechtigten Mitarbeiter betrachtet hat, und war er auch

so liebenswürdig, mich oft bei sich einzuladen. Bei schwierigen Fällen hat es Herr Dr. Jutzeler nie versäumt, mich um meine Meinung zu befragen, da ich als der Ältere am Orte mehr Erfahrung mit der ansässigen Bevölkerung mein eigen nenne. Unsere Stadt, als Sitz eines Geschworenenbezirkes, hat in ihrer Umgebung eine vorwiegend bäuerliche Bevölkerung, und es ist darum nicht zu verwundern, dass Herr Dr. Jutzeler als Städter und weitgereister Mann mit etwelchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Besonders möchte ich auf das Verhalten des Herrn Staatsanwaltes Schönthal hinweisen, der meinem Vorgesetzten von Anfang an Schwierigkeiten in den Weg gelegt und seine Untersuchungsergebnisse stets kritisiert hat. Da Sie, verehrter Herr Doktor, einen vertraulichen Bericht von mir verlangt haben, bin ich gewiss, dass Sie meine Andeutungen nicht gegen mich verwerten werden. Herr Staatsanwalt Schönthal ist das gerade Gegenteil meines Vorgesetzten : politisch sehr tätig, Mitglied diverser Vereine, stammt er aus unserer Stadt und seine Frau gleichfalls. Diese Tatsache bringt es mit sich, dass er mit vielen Familien verwandt ist, seine Popularität ist gross, er und seine Frau sind bei allen Anlässen, und deren gibt es viele, anwesend. Mein Vorgesetzter hingegen ist, wie gesagt, eher zurückhaltend, häuslich gesinnt. Er musiziert gerne, wozu zu bemerken ist, dass er virtuos die Geige spielt und seine Frau ihn hervorragend auf dem Klavier begleitet. Da ich selbst Musik sehr liebe, ohne Ausübender zu sein, werden Sie begreifen, dass mir die Abende, die ich in einem freundlich gesinnten Familienkreise verbringen durfte, äusserst wertvoll waren. Ich habe mich dagegen bemüht, Herrn Dr. Jutzeler, soweit es in meiner Macht stand, Unannehmlichkeiten zu ersparen, und dies ist mir gelungen, bis zu jenem Falle Brand, dessen Ausgang ich Ihnen kurz mitteilen will, obwohl Sie denselben schon von anderer Seite erfahren haben dürften.

Nach dem Verhöre mit dem Angeklagten war Herr Untersuchungsrichter der Meinung, dem Brand noch einmal eine Chance zu geben. Seine Vorstrafen, sein unglückliches Leben waren uns nur aus seinen eigenen Aussagen bekannt. Offiziell wussten wir darüber nichts. Ich machte zwar Herrn Untersuchungsrichter darauf aufmerksam, dass es seine Pflicht sei, weitere Erkundigungen über Brand einzuholen. Jedoch wehrte er sich gegen dieses Ansinnen, und ich musste mich seinen hohen ethischen Argumenten beugen. Von bedeutendem ethischen Wert waren sie insofern, als sie sich auf die Überlegungen des Philosophen Schopenhauer stützten, der ja in einer denkwürdigen Schrift das Mitleid als die ursprüngliche Wurzel aller Ethik anerkennt. Eine formale Inkorrektheit hat sich mein Vorgesetzter insofern zuschulden kommen lassen, als er die Aussagen des Brand über seinen früheren Lebenslauf nicht zu den Akten legte, die der Staatsanwaltschaft überwiesen wurden. Herr Dr. Jutzeler führte in seiner Schlussfolgerung aus, es handle sich in vorliegendem Falle um Mundraub in einem Betrage, der Fr. 20.– nicht überstieg. Staatsanwalt Schönthal genehmigte nach Einsicht der kurzen Akten den Überweisungsbeschluss ans Polizeigericht, vor dem Brand zu einer Woche Gefängnis verurteilt wurde. Er wurde am 11.VIII. entlassen, besuchte Herrn Untersuchungsrichter noch und erhielt von demselben eine Unterstützung. Am Abend dieses Tages zündete Brand die Scheune und die Stallungen der Armenanstalt Breitiwyl an. Der Schaden, der durch Versicherung gedeckt ist, beläuft sich auf annähernd Fr. 15,000. Brand wurde noch am gleichen Abend, sozusagen auf frischer Tat, gefasst und in das nahe Untersuchungsgefängnis eingeliefert. Da die Tat in einem andern Geschworenenbezirk begangen worden ist, werden wir mit dem Fall offiziell nichts mehr zu tun haben. Doch hat Herr Staatsanwalt es nicht versäumt, meinem Vorgesetzten Vorwürfe über die gewissenlose Art der Untersuchung zu

machen und ihm mit einer Beschwerde vor der Beamtenkammer zu drohen, eine Drohung, die er wahr gemacht hat, wie aus Ihrem geschätzten Schreiben vom 13. crt. erhellt.

In der Hoffnung, dass Sie, geehrter Herr Doktor, die durchaus menschlichen und ethischen Beweggründe meines Vorgesetzten zu würdigen wissen werden...

2.

Aus einem Briefe von Frau Dr. Lilly Jutzeler-Jürgensen an ihre Schwester Inge Jürgensen, Volksschullehrerin, Kopenhagen. (Ohne Datum.)

... dass mir Max täglich mehr Sorge macht, und da ich hier in dieser furchtbaren Kleinstadt keine Freundin besitze, muss ich wohl dir klagen. Du hast dich schon damals, als Max bei uns verkehrte, über seine ‚Absonderlichkeiten', wie du sie nanntest, gewundert. Du hast mir sogar erzählt, er wasche sich mindestens zwanzig Mal des Tages die Hände. Auch auf die sonderbare Auffassung, die er, der Jurist, von der Gerechtigkeit habe, machtest du mich aufmerksam. Ich muss gestehen, dass alle diese Sonderbarkeiten mich wenig kümmerten, auch haben sie sich in den ersten Jahren unserer Ehe kaum bemerkbar gemacht. Unser Verhältnis war ja nie leidenschaftlich, es schien mir eher, dass er in mir die Mutter sehe. Dies hat sich wenig geändert. Ich war auch froh, dass Max bei mir immer Trost und Zuflucht suchte, und diese beiden ihm so wichtigen Dinge gab ich ihm gern, da er ja in seinem Amt so stark eine Autorität hervorkehren musste, die seinem Wesen fremd ist. Aber seit vierzehn Tagen etwa merke ich, dass mit Max etwas nicht in Ordnung ist. Ich will dir einige Beispiele geben: Wir empfangen oft den Besuch eines Herrn Montandon, der meinem Manne Schreiber ist; es ist dies ein komischer, dicker Herr mit grosser Glatze und einem leuchtend-roten Gesicht, dessen Mund von einem struppigen Schnurrbart ganz verdeckt ist. Er ist Junggeselle und immer froh, zu uns zu kommen, da er, wie er sagt, vom Wirtshaushocken genug habe und gern mit sympathischen Menschen beisammen sei und nicht mit Spiessbürgern. Auch scheint er unsere Musiziererei sehr zu schätzen, besonders hat es ihm die Violinsonate in G von Mozart angetan, die Max sehr gut spielt, und ich kapiere sie so ziemlich. Er hat einmal behauptet, sie klinge so, als ob ein Mensch einem Totentanz zusehen müsse und dazu singe, um sich das Grauen zu vertreiben. Für einen Schreiber eigentlich ein ganz originelles Urteil. Seit vierzehn Tagen nun hat Max seine Geige nicht mehr angerührt, er fährt mich barsch an, wenn ich mich ans Klavier setze und einladend klimpere. Auch lässt er mich die meiste Zeit mit Herrn Montandon allein, der dann verlegen seinen dichten Schnurrbart streicht und mir in einem komisch gefärbten Hochdeutsch zu erklären sucht, was mit meinem Manne los sei. Denn das ist ja das Merkwürdige an der ganzen Geschichte, dass die Veränderung, die mit Max vorgegangen ist, mit einer bestimmten Angelegenheit zusammenhängt. Es hat sich, wie mir Herr Montandon erzählte, um eine Art Landstreicher gehandelt, der Max aus unerfindlichen Gründen sympathisch war, den er gedeckt hat, obwohl der Mann eine schwere Strafe verdient hatte, dem er sogar noch bei seiner Entlassung Geld zugesteckt hat. Dann ist dieser Landstreicher hingegangen und hat eine Scheune angezündet – und Max fühlt sich natürlich schuldig. Er schläft fast nicht mehr, geht die halbe Nacht in seinem Arbeitszimmer auf und ab, und wenn er im Bett liegt, hält er seinen vom Kissen erhobenen Kopf so merkwürdig lauschend gegen die Wand, dass ich ihn manchmal ängstlich frage: « Max, hörst du etwas? » Dann schüttelt er den Kopf und blickt mich an, mit ganz leeren Augen. Immer habe ich dann den merkwürdigen Eindruck, als spreche ich nur mit der einen Hälfte eines Menschen, die zweite lebt in einer andern Welt und wächst dort zu ungeahnten Aus-

massen, um dann plötzlich in unsere diesseitige einzubrechen. Ich mache mich schwer verständlich, aber die ganze Situation ist auch danach.

Ausserdem hat Max viel Unannehmlichkeiten mit seinem direkten Vorgesetzten, dem Staatsanwalt Schönthal; ich habe diesen Herrn nur einmal gesehen, aber er war mir sehr unsympathisch. Stell dir ein weisses, glattes Gesicht vor, in der Farbe an Pflanzenfett erinnernd, darin klafft ein riesiger Mundschlitz, fast ohne Lippen, so dass der Herr Staatsanwalt einem gebleichten Frosch verzweifelt ähnlich sieht. Er macht sich gerne wichtig, überfällt Max oftmals in seinem Bureau, verlangt Einblick in die laufenden Akten, wahrscheinlich um Max auf einem Fehler zu ertappen. Dies Misstrauen muss einen Mann, der empfindlich ist und gewissenhaft (und das ist Max ja), auf die Dauer aufreiben. Da diese andauernde Schlaflosigkeit Max ganz herunterbrachte, haben wir uns entschlossen, einen Nervenarzt zu konsultieren. Ich bin mitgegangen. Der Herr gefiel mir gar nicht. Er war schwerhörig, tat ungeheuer wichtig, fragte nach den ausgefallensten Dingen, über unser Verhältnis zueinander, sprach viel von Komplexen und Verdrängungen, riet Max schliesslich an, die Musik sein zu lassen, sich aber dafür aufs Zeichnen zu werfen und die Bilder zu formen, die in ihm aufstiegen. Er werde dann Befreiung verspüren. Gegen die Schlaflosigkeit riet er heisse Fussbäder und Sedormid an. Es hat dies alles nichts geholfen. Zwar hat sich Max eine Schachtel Pastellstifte besorgt und zeichnet manchmal nächtelang. Seine Bilder würden die seligen Expressionisten vor Neid zerplatzen machen. Furchtbare Geschöpfe sind es, halb Mensch, halb Tier, aber nicht etwa zahme Zentauren in der Art eines Böcklin, sondern gotische Monstren, wie aus einer Dämonologie abgezeichnet.

Schwesterlein, ich bin hier sehr allein, und alle Leute sind mir feindselig gesinnt. Ich fühle das, wenn ich über die Strasse gehe. Man würde es dem Städtchen gar nicht ansehen, dass es im Innern so böse ist. Vielleicht ist es auch gar nicht böse, nur ich empfinde es so. Es liegt an einem See, weisse Berge sieht man in der Ferne, die Häuser der Innenstadt sind altertümlich, die Gehsteige erhöht, so dass man immer Stufen hinunter muss, wenn man auf die Fahrstrasse gelangen will. Das Bureau meines Mannes liegt im alten Schloss auf einem Hügel, der die Stadt beherrscht; von dort hat man einen sehr schönen Rundblick über die nahen Berge, den See und den Fluss, der sich, wenn die Sonne ihn bescheint, wie eine glänzend metallene Schlange durch das Tal windet. Jetzt zwar, im November, liegt der Nebel über allem, und der gibt ständig seine Feuchtigkeit in kleinen Tropfen ab, so dass man auch von einem kurzen Spaziergang ganz durchnässt nach Hause kommt. Die Menschen scheinen von dieser Feuchtigkeit angesteckt zu sein: sie sind schlüpfrig. Nur Max und dieser komische dicke Herr Montandon sind anders geartet. Sie kommen mir irgendwie gedörrt vor, so, als hätte der Meerwind ihre Seelen ausgetrocknet. Sie passen gar nicht zwischen diese Zuckerhüte, die sich in der Ferne wichtig machen und Majestät vortäuschen, wenn sie sich einmal zu ihrem berühmten Alpenglühen bequemen wollen. Wie gesagt, die andern Leute gehören hierher, sie sind vielleicht gutmütig, aber da ich ihre Sprache nicht rede, behandeln sie mich als Ausgestossene. Ich kann doch nicht zu Gesellschaften gehen! Sie schwatzen soviel. Nie hat das Meer ihnen das Schweigen beigebracht, sie haben ihren kleinen See, sie haben ihre kleine Politik, die genau so tut, wie ihr See. Manchmal sieht es so aus, als ob er gefährlich werden wollte. Aber es ist dann weiter nichts. Die Spielzeugdampfer mit ihren Schaufelrädern fahren sicher darüber. Es ist langweilig, Schwesterlein, und dazu kommt noch die Angst...

3.

Auszug aus dem Bericht der Staatsanwaltschaft des Geschworenenbezirkes an den Vorsitzenden der Beamtenkammer des Obergerichtes. (6. Februar 1932.)

... möchte ich Ihnen noch folgende Fälle unterbreiten, die meine seinerzeit abgewiesene Beschwerde gegen Untersuchungsrichter Jutzeler zu erhärten scheinen. Das Mass der Inkorrektheiten und groben Verstösse, deren sich vorgenannter Herr schuldig gemacht hat, scheint mir nun erfüllt, und muss ich auf einer exemplarischen Behandlung der Angelegenheit bestehen, da es mir weiterhin nicht möglich ist, diese beispiellose Blamage unserer Justiz mit meiner Autorität zu decken, und verlange ich deshalb, dass eine mit Vollmachten ausgestattete Kommission die von mir zu Ihrer Kenntnis gebrachten Vorfälle untersucht:

Fall 1. In dem Orte Steffigen wurde am 25. Januar 1932 die Leiche eines älteren, wohlgekleideten Herrn auf dem Friedhofe des Dorfes aufgefunden. Die Gerichtskommission, bestehend aus Untersuchungsrichter Jutzeler, seinem Schreiber Montandon, Polizeiwachtmeister Studer verfügte den Transport des Körpers in das Leichenschauhaus. Da zwei prakt. Ärzte es ablehnten, die Sektion vorzunehmen unter dem Vorwand, sie dürften nach einer Sektion 24 Stunden keine Geburtshilfe leisten, wurde Dr. Sieber aus hiesiger Stadt herbeigerufen, der dann die Sektion vornahm. Als Todesursache wurde ein Herzschuss festgestellt. Untersuchungsrichter Jutzeler soll sogleich geäussert haben, es handle sich hier offenbar um einen Selbstmord, obwohl Dr. Sieber ihm vorhielt, dies sei eine Unmöglichkeit: die Kleider des Erschossenen seien nicht nur unversehrt, sondern Hemd, Gilet, Rock und Mantel seien von fremder Hand zugeknöpft worden, denn es sei nicht anzunehmen, dass ein Mann mit einem Herzschuss es noch vermöge, seine Kleider in Ordnung zu bringen. Untersuchungsrichter Jutzeler fuhr den Arzt barsch an, er habe sich darauf zu beschränken, das Sektionsprotokoll zu

W. E. Kässner Lithographie

diktieren, kriminologische Schlussfolgerungen seien Angelegenheit der Gerichtskommission. Dr. Sieber meldete mir bald darauf den bedauerlichen Verstoss meines Untergebenen. Jedoch war es schon zu spät. Die Untersuchungen am Tatort – augenscheinlich, und meine Ansicht stimmt mit der Dr. Siebers durchaus überein, handelte es sich hier um einen Mordfall – sind ganz mangelhaft geführt worden, etwaige Fußspuren verwischt. Sogar die Personalien des Toten sind bis anhin nicht festgestellt worden. Der Herr Untersuchungsrichter aber versteift sich

bis auf den heutigen Tag auf seine Ansicht, dass ein Selbstmord vorliege. Auf Vorhalt der Unmöglichkeit einer derartigen Schlussfolgerung erklärte mir der Herr Untersuchungsrichter, er habe bestimmte Anhaltspunkte, er führe übrigens die Untersuchung, und er verbitte sich intempestive Einmischungen von Drittpersonen.

Fall 2. Blum Christian, Handlanger, nicht vorbestraft, wurde vor zwei Monaten wegen eines Gelegenheitsdiebstahls im Betrage von Fr. 10, den er offenbar in berauschtem Zustande begangen hatte, verhaftet. Trotzdem diese Tat im Maximum mit 10 Tagen Gefängnis, wahrscheinlich mit Bewährungsfrist, gebüsst worden wäre, sitzt der Mann seit zwei Monaten in Untersuchungshaft und ist seit sieben Wochen zu keinem Verhör vorgeführt worden. Der Mann hat Frau und zwei Kinder, die Bevölkerung ist sehr erregt, denn Blum war beliebt. Kommentare über diesen Fall erübrigen sich, besonders wenn man das Verhalten des Herrn Untersuchungsrichters im Falle Brand in Betracht zieht.

Einer baldigen Resolution entgegensehend...

4.

(Ohne Datum.)

Lieber Herr Montandon,

Kommen Sie und helfen Sie mir. Mein Mann hat sich eingeschlossen, seit gestern Mittag, ich habe nicht in sein Arbeitszimmer eindringen können, er gibt keine Antwort, auch gegessen hat er nichts. Schon die vorhergehenden Tage waren schrecklich. Warum haben Sie sich nicht bei uns gezeigt? Ich weiss sonst niemanden, an den ich mich wenden könnte, als Sie. Bitte kommen Sie so schnell es Ihnen möglich ist.

Sehr Ihre Lilly Jutzeler.

5.

Aus dem zweiten vertraulichen Bericht des Schreibers Montandon an den Vorsitzenden der Beamtenkammer usw. (14. Febr. 1932.)

... es als ein grosses Zeichen des Vertrauens von Ihnen, sehr geehrter Herr Doktor, empfinde, dass Sie sich gerade an mich um Auskunft über das Unglück wenden, das meinen verehrten Vorgesetzten, Dr. Max Jutzeler, betroffen hat.

Nachdem ich am 12. Februar beiliegenden undatierten Brief von Frau Jutzeler-Jürgensen erhalten hatte, bekamen gewisse Auffälligkeiten, die ich im Verhalten des Herrn Untersuchungsrichters die letzten Tage hindurch nicht umhin gekonnt hatte zu bemerken, erst ihre richtige Erklärung. Nebenbei möchte ich nur bemerken, dass es mich wundert, dass diese Anomalien Herrn Staatsanwalt Schönthal nicht ebenfalls aufgefallen sind. Es ist für einen Untergebenen immer schwer, in derartigen Angelegenheiten die richtigen Schritte einzuleiten, das Odium, das auch heutzutage noch auf den Geisteskranken lastet, ist zu gross, als dass man notwendige Massnahmen selbst ergreifen könnte. Der Brief von Frau Jutzeler wurde mir durch einen Boten aufs Bureau gebracht, von welchem mein Vorgesetzter schon zwei Tage abwesend gewesen war. Er hatte mir nur kurz telephoniert, dass er sich unwohl fühle und das Bett hüten müsse. Ich muss nun sagen, dass ich die Merkwürdigkeiten in Dr. Jutzelers Verhalten mit diesem Unwohlsein in Verbindung brachte (soviel weiss ich ja auch, dass gewisse Infektionskrankheiten in ihren schleichenden Anfängen eine Veränderung der Persönlichkeit hervorrufen). Aus Frau Jutzelers Brief schien mir eine andere Möglichkeit näherliegend, und so setzte ich mich zuerst telephonisch mit einem Arzt der nahen Heil- und Pflegeanstalt in Verbindung und bat ihn, einen Notfall zu begutachten und für alle Fälle in Begleitung zweier Pfleger hierherzukommen. Hernach begab ich mich in die Wohnung des Herrn Untersuchungsrichters. Seine Frau empfing mich an der Haustüre. Sie wusste die Angst, die aus ihrem Brief sprach, gut zu verbergen. Sie bat mich nur, jegliches Aufsehen zu vermeiden und ihren Mann zu

veranlassen, endlich sein Arbeitszimmer zu verlassen. Sie habe die ganze Nacht vor der verschlossenen Türe zugebracht, habe geklopft und um Einlass gebeten, jedoch vergeblich. Sie habe auch kein Geräusch im Zimmer gehört. Ich begab mich nun vor die Tür des Arbeitszimmers, rief den Herrn Untersuchungsrichter verschiedene Male bei Namen, jedoch ohne Erfolg. Ich beugte mich zum Schlüsselloch, jedoch stak der Schlüssel innen. Einen Schlosser wollte ich nicht rufen lassen, da ich fürchtete, das dadurch entstehende Aufsehen könne auch der Gesundheit der Frau Untersuchungsrichter schaden. Da mein Körper ziemlich massiv ist (ich wiege, falls Sie, geehrter Herr Doktor, diese Feststellung interessiert, nahezu zwei Zentner), die Türe ausserdem eine gewöhnliche, nicht sehr feste Türe war, nahm ich einen kleinen Anlauf und die Türe sprang auf. Das Holz ist dabei ein wenig zersplittert, doch ist der Schaden nicht gross. Sie müssen den etwas gezwungenen Humor der vorausgehenden Sätze entschuldigen, denn ich gehe nur ungern an die Schilderung des Anblickes, der sich mir darbot.

Mir fiel zuerst ein Bild von, wie mir schien, riesigen Ausmassen (bei näherer Prüfung war es nicht grösser als ein gewöhnliches Zeichnungsblatt, 65 × 50 cm) auf, das mit vier Reissnägeln an der Wand über dem Schreibtisch befestigt war. Es stellte einen ungeheuren weissen Grottenmolch vor, mit menschlichem Antlitz und menschlichen Armen. Und mit den Armen hielt das Ungetüm eine Menge unglücklicher menschlicher Gestalten umklammert, deren Gesichter, trotzdem sie klein waren, leicht zu erkennen waren. In der vordersten Reihe war der gewisse Brand zu erkennen, über dessen Fall ich Ihnen seinerzeit Bericht erstattet habe. Weiter war der wohlgekleidete Herr auf dem Friedhof zu erkennen, über dessen Todesfall die Staatsanwaltschaft Beschwerde geführt hat. Zu erkennen war auch noch Blum Christian. Das Gesicht des weissen Grottenmolches, das sich über all diese Gestalten lächelnd erhob, glich zum Verwechseln dem unseres Staatsanwaltes Schönthal. Ich konnte meine Blicke lange nicht von diesem merkwürdigen Bild trennen, das trotz seiner grellen Farben (der Hintergrund war von einem giftigen Grün mit Blau vermischt, während die kleinen Menschlein alle in blutrote Mäntel gehüllt waren) irgendwie starr und tot wirkte. Da hörte ich einen leisen Schrei. Es war Frau Jutzeler, die ihn ausgestossen hatte. Der Herr Untersuchungsrichter lehnte an der Wand, dem Bild gegenüber. Wenn ich sage, er lehnte, so drücke ich mich nicht genau aus. Er stand da auf nackten Füssen, die Fersen etwa zehn Zentimeter von der Wand entfernt, nur der Hinterkopf berührte die Wand, so dass der Körper in einer merkwürdig schiefen und starren Stellung, etwa, wie ein an die Wand gelehntes Brett, dastand. Herr Dr. Jutzeler musste stundenlang die gleiche Stellung beibehalten haben, so schien es mir wenigstens. Seine Hände lagen übrigens flach auf der Brust. Ich konnte den Körper nur mit Mühe aus seiner Stellung lösen, trug ihn auf ein nahes Ruhebett und teilte Frau Jutzeler mit, dass ich mir erlaubt hätte, den Beistand eines Psychiaters anzurufen. Sie nahm diese Mitteilung mit allergrösster Fassung hin...

6.

Aus dem Gutachten der Heil- und Pflegeanstalt.... an den Vorsitzenden der Beamtenkammer usw. den 1. März 1932.

... die Latenzzeit sich auch auf eine längere Periode erstrecken kann, die Prodrome aber dem fachlich geschulten Auge ohne weiteres kenntlich sind. Im Falle des Expl. lag von vornherein der Verdacht einer latenten Schizophrenie nahe, und wäre dies auch dem konsultierten Arzte bei einer einigermassen genauen Aufnahme der Anamnese aufgefallen. Die im früheren Leben des Expl. festzustellende Unstetigkeit, sein Sichabschliessen von jeglicher Gesellschaft, sein Grübeln über schwierige phi-

Hans Tomamichel Federzeichnung

losophische Probleme, seine nicht mit der tagtäglichen Realität in Einklang zu bringende Exaltation in allem, was einer abstrakten und durchaus ideellen Gerechtigkeitsidee nahekommt, lassen von vornherein auf ein Bild aus dem schizophrenen Formenkreis schliessen. Bestätigt wird diese Diagnose durch die Aufzeichnungen des Expl., die jenen von Bleuler beschriebenen Wirklichkeitsverlust klar zutage treten lassen. Auch ist der körperliche Habitus des Expl. ein sogenannter asthenischer, was nach Kretschmers Konstitutionsforschungen ebenfalls erhärten würde, dass er den sogenannten schizoiden Typen einzurechnen ist. Ich lasse nun einige Auszüge aus dem Tagebuch des Expl. folgen, die Ihnen, sehr geehrter Herr Oberrichter, am besten ein Bild von der schon lange währenden Spaltung in der Psyche des Mannes geben werden :

« 5. August. Fall Brand. Es scheint mir, der Mann ist systematisch zur Verzweiflung gehetzt worden. Ich weiss, dass ich juristisch falsch gehandelt habe, aber dies ist mir gleich. Was steht höher, Recht oder Menschlichkeit? Die Menschlichkeit, das Mitleid, mit einem von Jugend auf Verfolgten, scheint mir wertvoller und zugleich Pflicht. » (Anm. des Experten : Wollen Sie, bitte, den geschraubten Ton in diesen Ausführungen beachten, auch das ist ein nicht zu unterschätzendes Syndrom.) « Ich habe eigentlich eine Unterschlagung begangen : das Protokoll über den Lebenslauf des Mannes unterschlagen. Ich werde ihm Geld geben. Wenn ich den Glauben hätte, würde ich mit ihm beten, und ich bin sicher, ich würde die Wunden heilen, die ihn quälen. Denn auch aus Leid kann einer zum Gesetzesbrecher werden.

12. August. Brand hat eine Scheune angezündet. Er hat sich rächen wollen, es ist meine Schuld. Warum habe ich den Mann nicht dazu gebracht, mir zu erzählen, was ihm in dieser Anstalt passiert ist ? Ihm ist wohl weniger geschehen als der Frau, die mit ihm fortgegangen ist. Und er hat doch aus Mitleid gehandelt. Ich stelle mir die Sache so vor: er hat mit ihr gesprochen, einmal, zweimal, die Leute haben getratscht. Die beiden haben einmal einen Spaziergang gemacht und sind gesehen worden. Das Mädchen hat sich geschämt, zurückzukehren. Und er ist mit ihr gegangen. Eigentlich ein tapferer Kerl. Man sperrt die Leute jahrelang ein, ohne dass sie eine Frau sehen, geschweige denn mit ihr reden können. Ueberhaupt, wissen wir, was in diesen Menschen vorgeht ? Wir treten ihnen immer entgegen als Vertreter der Macht, nie als Gleichgestellte, wie sollen wir dann verlangen, dass sie uns die Wahrheit sagen? Wir schnauzen sie an, wir strafen sie, was sehen sie in uns? Doch nie den Kameraden. Ich weiss, Mitleid ist billig. Aber wie soll man helfen? Wie findet man den Weg, der zu jener Stufe führt, auf der sie stehen? Schlussfolgerung: Eigentlich bin ich

schuldig an der Brandstiftung, ich werde sie büssen müssen.

1. September. Ich habe ein merkwürdiges Kopfweh. Es wandert. Und es ist, als wolle es sich auf die Augen werfen. Die Menschen sehen so schattenhaft aus, die Häuser sind unwirklich. Mein Schreiber allein, der alte Montandon, scheint mir noch zu leben, sonst sind alle Gespenster, die tot herumlaufen, und es nicht wissen. Ich muss eine Strafe für mich finden.

10. September. Ich mag meine Geige nicht mehr anrühren, es kommt mir vor, als sei sie lebendig und als spreche sie. Und auch das Klavier spricht. Und was sie sprechen ist unerhört gemein. Ich will diese Gemeinheiten gar nicht aufzeichnen. Lilly ist so kühl zu mir, sie gehört sicher zu meinen Feinden und will mich mit der Sprache der Musik verführen und in den Wahnsinn treiben. Ein Nervenarzt hat mir geraten, zu zeichnen. Ich tue es. Es ist unerhört quälend, denn das Kopfweh steigert sich bei diesen Versuchen. Aber nachher ist eine sonderbare Entspannung da, und ich kann ein bis zwei Stunden schlafen. Es ist, als ob die Monstren, die ich zeichne, sobald ich sie aufs Papier gebracht habe, nun wirklich zu bekämpfen seien, wenigstens nicht mehr unsichtbar in mir, in den Wänden, wo sie immer flüstern – Sachen, die ich nicht niederschreiben darf.

6. November. Montandon hat immer zu mir gehalten. Jetzt bekämpft auch er mich, mit üblen Gerüchen. Wenn er an seiner Schreibmaschine sitzt, spüre ich, dass er irgendwo eine Elektrisiermaschine verborgen hält, mit der er mir heimtückische Schläge austeilt.

6. Dezember. Ich werde erst gerettet sein, wenn ich meinen grossen Feind, den Widersacher zeichnen kann. Er hat ein Froschgesicht und einen Molchleib und er zerdrückt alle, die in seine Nähe kommen. Immer späht er in meinem Bureau herum, denn er möchte die Quelle finden, die Quelle, die mir Macht gibt über ihn. Und er weiss nicht, dass er ihr immer ganz nahe kommt: meine Bleistifte! Heute ist ein Mann eingeliefert worden, ein Handlanger, Blum. Ein grosser Verbrecher, obwohl er scheinbar nur zehn Franken gestohlen hat. Aber ich werde ihm schon auf die Schliche kommen. Er ist zum mindesten ein Mörder. Er ist ein Feind, ein grosser Abgesandter der verderblichen Macht, die das Mitleid nicht kennt. Es heisst auch, er prügelt seine Frau und seine Kinder. Wir werden ihn eine Zeitlang im Kittchen, wie man in Deutschland sagt, halten. Und der Erzfeind wird nicht schlau genug sein, ihn zu finden.

25. Januar 1932. Ich bin immer schlaflos und wenn ich am Morgen ins Bureau muss, so scheinen mir die Strassen wie eine Theaterdekoration, und Lilly, die noch im Bett liegt, wenn ich fortgehe, sieht aus wie eine Leiche, sie weiss nicht, dass sie schon tot ist. Denn auch meine Mutter ist tot. Aber von der Mutter will ich nicht sprechen. Das ist... das ist...

Sie haben eine Leiche auf dem Friedhof gefunden. Der Arzt, der die Sektion gemacht hat, gab mir zu verstehen, dass es ein Mord sei. Natürlich war es ein Mord. Aber was nützt es, wenn ich den Mörder finde? Und ihn der grossen Maschine ausliefere mit dem Froschmaul und dem Molchleib? Sie wird ihn einsperren, jahrelang, und was wird damit gewonnen sein? Nichts. Mein ist die Rache, spricht der Herr. Der Widersacher wollte mich auch zur Mordtheorie bekehren. Ich habe ihm ins Gesicht gelacht. Selbstmord sage ich, dann ist die Sache aus der Welt.

12. Februar. Jetzt habe ich den Widersacher gesehen. Und ich will ihn zeichnen, so wie er mir erschienen ist, mit all seinen Opfern. Und dann werd' ich ihn bekämpfen mit meinem Blick. Zwei Tage lang, und fasten. Und zu Lilly darf ich nicht, sie würde mich abhalten.»

Nach diesen Zitaten darf ich wohl annehmen, dass Sie, geehrter Herr Ober-

richter, meinen weiteren Ausführungen besser folgen werden können. Ich komme nämlich zu dem Schlusse, dass ...

7.

Die Beamtenkammer usw. nach Anhörung der Ausführungen des Herrn Dr. med. usw., nach Kenntnisnahme der Beschwerden erhoben von usw. beschliesst:

Jutzeler, Max, Sohn des Alfred und der Marie Hoffman, geb. 6.VI.1893 zu usw., verheiratet mit usw., gestützt auf das Gutachten usw., den besagten Jutzeler, Max, Untersuchungsrichter, auf ein Jahr krankheitshalber zu beurlauben. Nach Verlauf dieser Frist ist eine weitere psychiatrische Expertise einzuholen, auf welche gestützt weitere Beschlüsse usw. ...

8.

Der Vorsitzende der Beamtenkammer des Obergerichtes an die Staatsanwaltschaft des Geschworenenbezirkes. 10. März 1932.

... waren wir über Ihre fortgesetzten Beschwerden gegen Untersuchungsrichter Jutzeler, zurzeit in der Heil- und Pflegeanstalt R., sehr ungehalten, und dies um so mehr, da der geistige Zustand des betreffenden Herrn auch dem Schreiber des genannten Herrn aufgefallen ist, und Sie sich bei diesem hätten erkundigen können. Es wird heute auch von Juristen eine, wenn auch noch so minime, Vertrautheit mit psychiatrischen Fragen vorausgesetzt, so dass ein Verhalten, wie das Ihrige auch nach Ansicht des psychiatrischen Experten als unqualifizierbar anzusehen ist. Wir empfehlen Ihnen deshalb, weitere Verdächtigungen Ihrer vorgesetzten Behörde zu unterlassen, ansonsten ...

9.

Die Beamtenkammer des Obergerichtes Bern. den 11. März 1932.

Sehr geehrte Frau Jutzeler,

Mit grossem Bedauern habe ich von dem Unglück Kenntnis genommen, das Ihren Mann, Herrn Dr. Max Jutzeler, betroffen hat. Nehmen Sie, bitte, die Versicherung an, dass ich tief mit Ihnen empfinde und Ihre Tapferkeit, die Sie als Ausländerin inmitten einer Ihnen hostilen Bevölkerung haben erdulden müssen, sehr bewundere. Wenn Sie den Kummer über die Krankheit Ihres Mannes etwas überwunden haben werden, wäre ich erfreut, Sie einmal bei mir begrüssen zu dürfen. Ich habe Herrn Dr. Jutzeler noch in guter Erinnerung, er hat mich in seiner Jugendzeit oft durch sein ausgezeichnetes Violinspiel erfreut. Sie müssen bedenken, verehrte Frau Jutzeler, dass wir alle unser Schicksal in uns tragen, und das Schicksal Ihres Mannes war wohl nicht zu vermeiden. Wenigstens weisen die neuesten Forschungen nach dieser Richtung. Dass gewisse Rücksichtslosigkeiten von einer Seite, die ich nicht näher bezeichnen will, den Ausbruch der Krankheit beschleunigt haben, dass sie vielleicht, wie man in Fachkreisen sagt, die auslösende Ursache gewesen sind, damit müssen Sie sich abfinden. Wir können alle nicht aus unserer Haut heraus, das ist leider eine Tatsache, und es gibt gewisse Antagonismen, die so virulent sind, dass sie gewöhnlich mit dem katastrophalen Zusammenbruch des einen Teiles endigen.

Zum Schluss möchte ich Sie noch meiner grossen Verehrung versichern, und ich hoffe, dass meine geringen Worte Ihnen vielleicht einigen Trost bringen werden. Ihren Mann werde ich besuchen gehen, sobald mein ziemlich überlastetes Arbeitsprogramm mir dies erlaubt, und ich bin der festen Überzeugung, ihn schon auf dem Wege der Besserung zu finden. Sie dürfen nie vergessen, dass er an Ihnen eine feste Stütze hat.

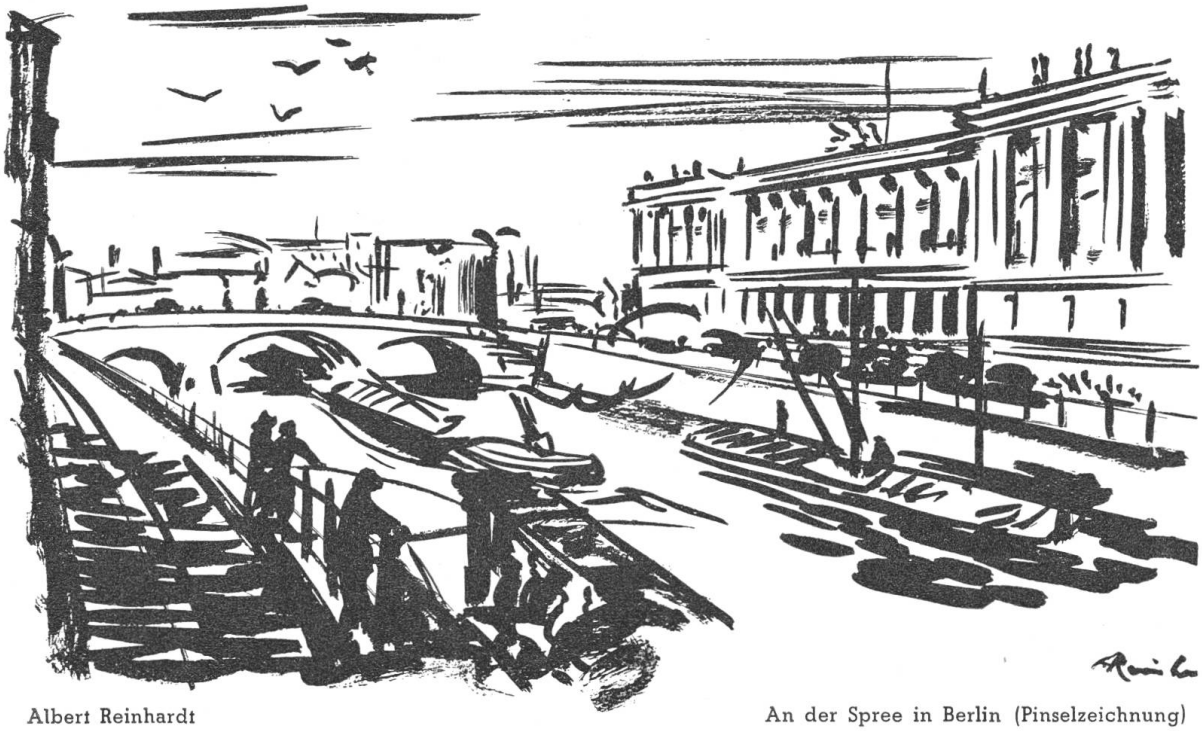
Mit hochachtungsvollen Grüssen verbleibe ich Ihr ergebener

(sig.) Dr. H. Fehlbaum.

10.

2. Auszug aus einem Brief von Frau Lilly Jutzeler an Fräulein Inge Jürgensen, Kopenhagen.

... scheint es mir fast, als sei die schwerste Zeit vorbei. Als ich nämlich Max das letztemal in der Anstalt besuchte, erkannte er mich, er ass von den Trauben, die ich ihm mitgebracht hatte, lächelte mir zaghaft zu und sagte : « Ich habe immer geglaubt, dass du mich vergiften wolltest. » Der Arzt hatte uns einen Raum allein gegeben, ein Wärter stand vor der Tür, falls Max wieder einen seiner Erregungszustände haben sollte. Aber er war weich wie ein Kind. Ich schickte den Wärter fort. Dann sass ich neben Max. Plötzlich legte er seinen Kopf in meinen Schoss und weinte. Ich streichelte ihm die Haare. Der Arzt, den ich später sprach, ein grosser Mann in weissem Kittel, mit einem sonderbar gefrorenen, aber herzlichen Lächeln, sagte mir etwas Merkwürdiges. Kindheitserlebnisse, besonders die Bindungen an die Mutter seien manchmal so stark, dass... Aber es ist schwer zu sagen. Er sprach von einer günstigen Prognose, übrigens. Dass diese Leute eigentlich nie von ihrem Jargon loskommen können, man würde glauben, sie seien nur glücklich, wenn sie recht viele Fremdwörter aneinanderreihen könnten. Sonst sind sie ganz menschlich. Übrigens glaube ich wirklich, dass der Zustand von Max rasch wird besser werden. Freilich eine ‚Restitutio ad integrum', wie die Leute hier sagen (Gott sei Dank hab' ich nicht all mein Latein vergessen, sie meinen damit nämlich eine vollständige Herstellung), freilich, diese komplizierte Sache dürfe ich nicht erwarten. Max soll eine Zeitlang auf dem Lande wohnen und körperlich arbeiten. Das sei das Beste. Dank dem Entgegenkommen des Dr. Fehlbaum, der es durchgesetzt hat, dass der Salär meines Mannes weiter ausbezahlt wird, hat es ja damit keine Schwierigkeiten. Aber weisst du, ich sehe noch immer das Bild vor mir : Max in seinem Arbeitszimmer vor der bunten, schrecklichen Zeichnung, die er anstarrt. Die Wissenschaft ist ja eine schöne Sache, aber...



Albert Reinhardt — An der Spree in Berlin (Pinselzeichnung)